

Helden der Arbeit: Hans Garbe, über den schon Brecht hatte schreiben wollen. Der 17. Juni kam darin nicht mehr vor. Überhaupt wird man rückblickend kaum sagen können, dass die Ereignisse des 17. Juni, sieht man von Günter Grass ab, die literarische Elite in beiden deutschen Staaten zu

größeren Anstrengungen animiert hätten. Vielleicht hielten es die meisten eben doch mit ihrem Kollegen Günter Kunert, der gelegentlich über diese Jahre bemerkte: »Es war eben doch nicht alles schlecht in der DDR. Es konnte einem nur schlecht werden.« ■

Frauke Hamann

Ein unvollendet Lied

Hermann Kurzkes Buch über Georg Büchner

Frauke Hamann

(* 1955) ist Literaturwissenschaftlerin und freie Journalistin in Hamburg.

frauke.hamann@gmx.de



Hermann Kurzkes Biografie des »poetischen Revolutionärs« Georg Büchner erzählt von einem besonderen Leben – in Jahren extrem kurz, literarisch hingegen überreich. Es währte von 1813 bis 1837, wir verdanken ihm den *Hessischen Landboten*, die Erzählung *Lenz* sowie die Theaterstücke *Dantons Tod*, *Leonce und Lena* und *Woyzeck*. Die »Geschichte eines Genies« beginnt mit einem Fahndungsauf-ruf. Georg Büchner wird wegen Staatsverrats gesucht – für den 21-jährigen Studenten eine Katastrophe: »Ein solcher Steckbrief macht schockartig erwachsen.«

Kurzke springt mitten hinein in das exzeptionelle Dasein seines Protagonisten und intoniert das Leitmotiv des Genies, aber auch das Eruptive an dessen Erscheinung. Und er thematisiert die fragmentarische Quellenlage: die Zurichtungen der Korrespondenz, das Fehlen von Manuskripten, lückenhafte und frisierte Betrachtungen der Angehörigen. Der Biograf vergleicht

die Auswirkungen dieser Eingriffe mit denen eines Säureattentats auf ein Gemälde. Überhaupt sei jeder Versuch, das Lebensgefühl eines Menschen nachzuzeichnen, der vor 200 Jahren geboren wurde, waghalsig und erinnere an eine Sentenz aus *Dantons Tod*: »Einander kennen? Wir müssten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken aus den Hirnfasern zerrén.«

Kurzke entscheidet sich für eine temporeiche, unmittelbar-zupackende Schilderung von Büchners Leben mit Hilfe von Kontext und Zeitkolorit. Er will aus Lebens- und Werkzeugnissen eine Persönlichkeit und ihr Schaffen imaginieren, auch wenn die Belege karg sind. Vor allem aus Büchners Werk entwickelt er Facetten einer Dichterexistenz, die der nervösen Eile dieses Lebens und der Spannweite des Schaffens gerecht zu werden versuchen: »Wir schütten dazu das gesamte Material aus den Hauptwerken und den Briefen erst einmal geräumig vor uns aus und sortieren es dann neu nach inneren Verwandtschaften.«

Büchner – ein Sozialrevolutionär?

Im *Hessischen Landboten* sieht Hermann Kurzke eine Tat jugendlichen Leichtsinns. Die Flugschrift von 1834 mit ihrer prägnanten Losung »Friede den Hütten! Krieg

den Palästen!« bringt den Autor in Gefahr, und sein politisches Engagement zeitigt Folgen: Er hatte »sich auf dünnes Eis begeben und war eingebrochen.« Aus dem heimlichen Darmstadt flieht Büchner nach Straßburg, während die Staatsmacht den Verfasser steckbrieflich verfolgt und ihr Mühlwerk seine Freunde und Gefährten in Haft bringt. Selbst ein Gehetzter, beschäftigen ihn fortwährend Gedanken an die Gefangenen und ihr Leid. »Die Angst verkapselt sich, wird traumatisch, sendet aber ständig Impulse und ist eine Batterie seiner Genialität.« Dem Studenten der Medizin kommen Zweifel, er reflektiert die Vergeblichkeit seiner politischen Schrift: »Ich habe mich (...) vollkommen überzeugt, daß Nichts zu tun ist, und daß Jeder, der im Augenblicke sich aufopfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt.« Für Kurzke markiert das Jahr 1834 einen Einschnitt: In der Abwendung von der Politik entstehen die poetischen Arbeiten, gleichsam eine Art Freizeitbeschäftigung neben Studium, Promotion und Habilitation.

Zum Genie gehört der Überfluss an Einfällen ebenso wie die Erfahrung der Angst und der Entwurzelung, von Stigmatisierung und Flucht; auch die verlorene Kindheit entwickelt ihre Prägekraft. Um das niemals Protokollierte zu erfahren, arbeitet Kurzke mit Ergänzungen und Fantasien, mit Kombinationen auf Grundlage des Werks. »Der manische Arbeiter Georg Büchner war kein glücklicher Mensch.« Aus welchem Lebensgefühl entstand *Dantons Tod* in Büchners zweiter Heimatstadt Straßburg? Was macht das Werk so vollkommen? Das sind Kurzkes Fragen, um die Dunkelzonen zu erkunden. Bei Büchner habe »sein Schicksal in rascher Folge die entscheidenden Weichen so gestellt, dass ihm kein Ausweg mehr blieb als der des Genies. Nicht im *Hessischen Landboten*, erst in *Dantons Tod* war er das erste Mal ganz bei sich.« Jede Rezeption versucht, aus den Fragmenten der drei Schaffensjahre irgendein Ganzes zusammenzusetzen,

wie Kurzke weiß. Immer wieder habe die »Mehrzweckwaffe« Büchner für die unterschiedlichsten Bestrebungen erhalten müssen. Der Verfasser des *Hessischen Landboten* sei zu einer »Ikone des Sozialrevolutionärs« geworden, die Revolutions-sentimentalität der linken Büchner-Orthodoxie habe ihn dazu gemacht. Doch gehöre »Büchner zur bürgerlichen Opposition der Jahre vor der 1848er Revolution«.

Poesie als Ventil

Kurzke bestreitet das soziale Element Büchners nicht, aber er erweitert das Bild und zeigt, dass er seine literarische Stimme einem sprühenden Protest gegen alles Erniedrigende und Entmenschende lieh. Man lese das Märchen vom »arm Kind« im *Woyzeck*: »Und wie auf der Erd Niemand mehr war, wollt's in Himmel gehn, und der Mond guckt es so freundlich an und wie's endlich zum Mond kam, war's ein Stück faul Holz und da ist es zur Sonn gangen und wie's zur Sonn kam, war's ein verwelkt Sonneblum und wie's zu den Sterne kam, warn's klei golde Mücke (...) und wie's wieder auf die Erde wollt, war die Erd ein umgestürzter Hafen und war ganz allein (...).« Kurzke schreibt: »In Büchner gibt es Abgründe der Modernität.« Büchners Poesie sieht er als Ventil. Mit Hilfe seiner Dichtung hält er einem Leben stand, das die Radikalität im Politischen verabschiedet hat und den Vaterkonflikt nicht austrägt, das sich mit einer angepassten Verlobten arrangiert, ordentliche Examina aufweist und eine akademische Karriere anstrebt. Eine Art Grauen grundiere alles, das macht eine Qualität der Werke aus, aber auch soziale Gerechtigkeit, republikanische Haltung und Menschlichkeit, die Achtung vor jederlei Leid. Vielleicht entfalten die Dichtungen Georg Büchners ihre Wirkung gerade deshalb erst im 20. Jahrhundert: *Leonce und Lena* wird 1895 uraufgeführt, *Dantons Tod* 1902, *Woyzeck* 1913.

Büchner stirbt im Februar 1837 in Zürich an Typhus. Mitten in jener Stadt, in der er am Beginn seiner wissenschaftlichen Karriere als Anatom stand, liegt er begraben, am Zürichberghang. Die Grabinschrift stammt von Georg Herwegh: »Ein unvollendetes Lied sinkt er ins Grab, der Verse schönsten nimmt er mit hinab.« Büchners gedrängte und bedrängte Existenz, die unheimliche dichterische Produktivität und die zielstrebige Arbeit an der wissenschaftlichen Karriere lassen ihn nach einem Wort von Robert Walser als »hellblitzenden, jugendlichen Stern« erscheinen. So gleicht sein Leben einem Paradoxon: auf der einen Seite das Bild des tragisch Unvollendeten, auf der anderen Seite eine Art Vollendung, der nichts zur Größe fehlt. Man sollte Her-

mann Kurzke dankbar sein für diese anregende, unbedingt lesenswerte Biografie. Mehr als drei Jahre hat der emeritierte Germanist daran gearbeitet und seinen Respekt vor Büchner in interpretatorischen Spürsinn gefasst. Dass sein Buch pünktlich zum 200. Geburtsjahr von Georg Büchner vorliegt, mag zwar der »Mode des Biografismus« geschuldet sein, die Hannelore Schlaffer kürzlich als »Abschied von der Theorie« beklagte. Auf Kurzkes Buch indes trifft diese Feststellung nicht zu: es befragt Büchners Werk in alle Richtungen und stellt dadurch die bestmögliche Annäherung dar an die »Geschichte eines Genies«.

Hermann Kurzke: Georg Büchner. Geschichte eines Genies, C. H. Beck, München 2013, 592 S., 29,95 €. ■

Ulrich Baron

Das Phantom der Nachhaltigkeit

Energiewenden gestern und heute

Ulrich Baron

(* 1959) ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de



Seit der industriellen Revolution haben Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum eine Dynamik entwickelt, die sich dem politischen Gestaltungs- und Ordnungswillen immer weiter entzogen hat. Je größer aber die Probleme werden, die sich aus unkontrollierbarem Wachstum ergeben, desto mehr wächst das Bedürfnis nach einer großen Wende, die nicht nur den Energiesektor, sondern auch Agrarwirtschaft, Industrie und allgemeine Lebensgestaltung ressourcenschonend und

umweltverträglich gestalten könnte. Während Robert und Edward Skidelsky in *Wie viel ist genug?* aus ökonomischer und philosophischer Sicht nach einer »Ökonomie des guten Lebens« suchen, zeigt eine Reihe von anderen Bänden, wie bedenklich es wäre, als Reaktion auf globale Probleme und Krisen auf ein universelles Lösungskonzept zu setzen.

Kurz vor seinem Tod im Jahre 1714 veröffentlichte der sächsische Oberberghauptmann Hans Carl von Carlowitz ein Buch, in dem er die Ergebnisse jahrzehntelanger forstwirtschaftlicher Studien zusammenfasste. Holz war im Bergbau seiner Zeit als Baustoff wie als Energieträger unentbehrlich – ein nachwachsender Rohstoff, der aber nach menschlichem Ermessen nur langsam nachwächst. Die Ersetzung des Holzes durch den Stahlbau und die Erschließung fossiler Brennstoffe waren da-